

«Was hast du im Sinn?»

Predigt zu Markus 8,31–38
vom 14. Februar 2021

Liebe Leserin, lieber Leser

Was macht das eigentlich alles noch für einen Sinn? Vielleicht haben Sie sich das in der jüngeren Vergangenheit auch immer mal wieder gefragt. Was macht es für einen Sinn, dass wir uns all diese Massnahmen auferlegen und ihnen folgen, wenn wir doch nie wissen, was dabei herauskommt?

Vielleicht sind Sie ob diesem Nachsinnen sogar da und dort mit einem Freund oder einer Freundin zusammengestossen. Vielleicht sind Sie gerade kürzlich von einem Freund oder einer Freundin heftig angegangen worden, weil sie sich darin nicht einig geworden sind. Oder Sie sind über sich selber erschrocken, weil Sie einen Menschen unerwartet heftig angegangen sind ob der Frage: Was haben wir im Sinn in unserem Leben? Mir scheint, die Wahrscheinlichkeit dafür liege in diesen Tagen höher als sonst.

Von einem heftigen Zusammenstoss zwischen zwei Freunden berichtet auch das Evangelium des heutigen letzten Sonntags vor der Passionszeit. Heute machen wir uns auf den Weg, der mit der Leidensankündigung Jesu beginnt. Hören wir aus Markus Kapitel 8 die Verse 31–33:

31 Und Jesus begann seine Jünger zu lehren: Der Menschensohn muss vieles erleiden und von den Ältesten und den Hohen Priestern und den Schriftgelehrten verworfen und getötet werden und nach drei Tagen auferstehen. 32 Und er sprach das ganz offen aus. Da nahm ihn Petrus beiseite und fing an, ihm Vorwürfe zu machen. 33 Er aber wandte sich um, blickte auf seine Jünger und fuhr Petrus an: Fort mit dir, Satan, hinter mich! Denn nicht Göttliches, sondern Menschliches hast du im Sinn.

Es knistert – bei Petrus, bei Jesus, aber auch bei uns, die zuschauen und zuhören. Wir spüren: Es geht um alles. Die Jünger mögen schon geahnt haben, was auf ihren Herrn zukommt. Und sie sträuben sich dagegen. Jetzt, wo dieser selber davon spricht, nutzt Petrus die Gelegenheit, nimmt Jesus beiseite und beginnt, auf ihn einzureden. Petrus fürchtet sehr um seinen Freund und Begleiter. Er fürchtet um seinen Christus. Ja, er fürchtet um die Nähe Gottes in seinem Leben.

«Du darfst nicht sterben. Ich will nicht, dass dir etwas geschieht. Siehst Du denn nicht, wo Dein Weg hinführt? Merkst du nicht, wie Du aneckst? Sei doch vernünftig, dir zuliebe, uns zuliebe. Wir lieben dich und wir brauchen

dich. Du hast uns gerufen und wir sind dir gefolgt. Du hast uns gelehrt, die Verhältnisse, unser ganzes Leben neu zu sehen. Wenn wir dich verlieren, ist unsere Existenz gescheitert. Wenn du stirbst, verlieren wir das Zentrum unseres Lebens.»

Und wie das so oft ist bei Petrus – und überhaupt bei uns Menschen: Petrus meint es gut – und hat doch nichts verstanden. So jedenfalls deute ich die scharfe Reaktion Jesu auf das Ansinnen seines Freundes. Er fährt Petrus an: «Fort mit dir, Satan, hinter mich! Denn nicht Göttliches, sondern Menschliches hast du im Sinn.»

Können Sie sich vorstellen, wie das Petrus getroffen haben muss? Wie vom Schlag getroffen steht er da. Zugleich heiss und kalt muss es ihm geworden sein. Die Beine wackeln, die Knie werden weich und die Röte steigt ihm ins Gesicht. Wie soll er diesen Ausbruch verstehen? Warum freut sich Jesus nicht über seine Fürsorge, warum fühlt er sich nicht geschmeichelt, wenn sein Jünger ihm zeigt, wie unersetzlich er ist? Merkt er denn nicht, welche Liebeserklärung in den Vorwürfen von Petrus steckt? Petrus hat es nur gut gemeint – und nun dieser Ausbruch, ja dieser Fluch.

Eine Szene wie zwischen Jesus und Petrus könnte uns bekannt vorkommen. Wie oft denken und bestimmen auch wir für andere, gerade für unsere Nächsten und Liebsten und überhaupt die Menschen um uns herum. Im Moment vielleicht noch etwas mehr als üblich. Denn gerade dort, wo wenig klar und sicher ist, wissen wir gerne, was das beste wäre für alle. Tragen wir nicht alle eine Vorstellung mit uns herum, wie die Menschen am besten zusammenleben sollten? Und haben wir nicht alle einander schon eingengt und bevormundet mit unserer Fürsorglichkeit? Die gutgemeinten Ratschläge an unsere Umgebung haben wir schnell zur Hand. Dabei wüssten wir eigentlich aus eigener Erfahrung mit unerbetenen gutgemeinten Ratschlägen: Das Gegenteil von gut ist oft gut gemeint. Womöglich sind wir darüber auch schon aufgebraust und haben uns Luft verschafft – ohne Rücksicht auf Verluste.

Wenn es also uns in unseren Beziehungen schon schwerfällt, uns auf einen gemeinsamen Weg zu einigen, wie viel schwieriger muss es für Petrus und die Jünger gewesen sein, Jesu Weg zu akzeptieren – einen Weg, der augenscheinlich ins Verderben führte! Nach allem, was menschlich Sinn macht, ist Jesus auf dem Holzweg. Und genau das ist der Streitpunkt. Jesus hält Petrus vor: «Du sinnst nicht, was göttlich ist, sondern was menschlich ist.»

Was an Petrus menschlich verständlich ist, das ist seine Angst, Jesus zu verlieren. Jesus ist die Quelle dessen, was sich Petrus am meisten wünscht und was auch uns nach Jesus fragen lässt: Der Wunsch nach Ganzheit und der Wunsch nach Vereinigung.

Nach menschlichem Ermessen läuft niemand mit offenen Augen ins Verderben. Nach menschlichem Ermessen ist der Messias – und so hat Petrus seinen Freund gerade noch bezeichnet! – ein stolzer König und lässt sich nicht aufhalten. Er bleibt aufrecht, wo alles um ihn herum vergeht. Der Messias ist ein siegreicher, stolzer Gott. Ein Gott, dessen Kraft und Stärke sich auf seine Anhänger überträgt und dessen Überlegenheit sich auch die Menschen zueigen machen können. Aber so ist es nicht.

Jesus hält Petrus den Spiegel vor und sagt: «Du suchst das Richtige – aber du suchst es nicht auf meinem Weg.» Doch er stösst Petrus dabei nicht weg und bricht mit ihm. Er ruft ihn zurück, hinter sich, in seine Nachfolge – zusammen mit dem ganzen Volk. Der Evangelist schreibt weiter:

34 Und er rief das Volk samt seinen Jüngern herbei und sagte zu ihnen: Wenn einer mir auf meinem Weg folgen will, verleugne er sich und nehme sein Kreuz auf sich, und so folge er mir. 35 Denn wer sein Leben retten will, wird es verlieren, wer aber sein Leben verliert um meinetwillen und um des Evangeliums willen, wird es retten. 36 Denn was hilft es dem Menschen, die ganze Welt zu gewinnen und dabei Schaden zu nehmen an seinem Leben? 37 Was hätte ein Mensch denn zu geben als Gegenwert für sein Leben? 38 Wer sich meiner und meiner Worte schämt in diesem [...] sündigen Geschlecht, dessen wird auch der Menschensohn sich schämen, wenn er kommt in der Herrlichkeit seines Vaters mit den heiligen Engeln.

Das göttliche Sinnen ist anders als das menschliche, die göttlichen Pläne stimmen nicht mit menschlichem Wünschen überein. Gott geht nicht siegreich und stark voran. Er erniedrigt sich und beugt sich. Und die Nachfolge eines solchen Messias sieht entsprechend aus: Kein stolzes Einherziehen hinter dem erfolgreichen König, sondern: «Wenn einer mir auf meinem Weg folgen will, verleugne er sich und nehme sein Kreuz auf sich, und so folge er mir.»

Das ist ein schwieriger, ein harter Satz. Er will so gar nicht passen zu unseren vertrauten Vorstellungen von Glauben. Ich möchte doch, dass der Glaube mir Kraft gibt. Im Gottesdienst suche ich Zuspruch, Bestätigung und Bekräftigung meiner selbst – und nun platzt ein solcher Satz hinein: «Wenn einer mir auf meinem Weg folgen will, verleugne er sich [...] und so folge er mir.» Bin ich nur ein guter Christ, wenn ich alle meine Wünsche zurückstelle? Verlangt Jesus von uns, dass wir alles hinnehmen – auch das Leid – ohne uns zu beklagen? Wird da Leid sogar verherrlicht und will er, dass wir es suchen?

Der Satz hat eine lange Geschichte solchen Missbrauchs als kaltes Glaubens-Gesetz. Gegen alle Fröhlichkeit ist er ins Feld geführt worden, er ist zu Menschen gesagt worden, die litten und unterdrückt waren und er hat verheerende seelische Schäden angerichtet.

Doch ich glaube, «Wenn einer mir auf meinem Weg folgen will, verleugne er sich [...] und so folge er mir» ist kein Gesetz. Jesus eröffnet keinen Wettstreit nach dem Prinzip: Wer am meisten leidet, ist der beste Nachfolger. Jesus selber geht auch nicht freudig ans Kreuz.

Aber er stellt radikal in Frage, wie wir versuchen, das Richtige zu tun. Jesus erinnert uns daran, dass die glücklichsten Momente im Leben die sind, in den es uns gelingt, uns selber ganz zu vergessen. Es sind die Momente, in denen wir nicht uns selber suchen, sondern uns ganz hingeeben haben – und aufgegangen sind in dem, was wir tun.

Es ist dies ein Zustand, den wir nicht selber herstellen können, sondern der uns geschenkt ist. Sobald wir versuchen, uns durch Erfahrung diesen Zustand selber zu schaffen, verlieren wir die Verbindung dazu. Von Fulbert Steffensky stammt der schöne Satz: «Man kann sich nicht selbst beabsichtigen, ohne sich zu verfehlen.»

Was damit gemeint ist, erzählt eine Geschichte, die Martin Buber aus seiner Kindheit überliefert. Er schreibt: «Als Elfjähriger verbrachte ich den Sommer auf dem Gut meiner Grosseltern. Dort pflegte ich mich, sooft ich es unbeobachtet tun konnte, in den Stall zu schleichen und meinem Liebling, einem breiten Apfelschimmel, den Nacken zu kraulen. Das war für mich eine grosse, zwar freundliche, aber doch auch tief erregende Begebenheit. Der Schimmel hob sehr gelinde den massigen Kopf und dann schnob er leise – wie ein Verschworener seinem Mitverschworenen ein Signal gibt – und ich war bestätigt. Einmal aber fiel mir über dem Streicheln ein, was für eine Freude es mir doch machte, und ich fühlte plötzlich meine Hand. Das Spiel ging weiter wie sonst, aber etwas hatte sich geändert, es war nicht mehr Das [sic!]. Und als ich tags darauf meinem Freund den Nacken kraulte, hob er den Kopf nicht.»

Das Kind hatte nicht mehr die Kreatur gefühlt, es hat sich selber wahrgenommen; es wollte sich selber fühlen in seiner Freude, und die mystische Einheit mit dem Lebendigen war gestört. Und ja, darum wohl geht es: Mystik. Mystik sinnt nicht nach Erfahrungen, die wir machen; sie sinnt nach Gott. «Lasst einen neuen Geist euer Sinnen bestimmen» (Eph 4,23) fordert Paulus später die Gemeinde in Ephesus auf.

Und ich meine, es ist auch das, wozu Jesus seine Jünger und das Volk auffordert. «Lasst einen neuen Geist euren Sinn bestimmen.» Diesen Geist aber haben wir nicht selber, er kommt uns zu und deshalb können wir den Sinn nicht selber machen.

Wenn Jesus Petrus zurückweist, meint er: Ich lehne deinen Anspruch, deine Forderung oder Aufforderung ab. Und ich gebe auch nicht meinem Egoismus nach, verschreibe mich nicht meinen eigensinnigen Massstäben und Lebenszielen, lasse mich nicht eingrenzen, einengen und gefangen

nehmen von mir selber: von meinen Erwartungen, von meinem Ängsten, von dem, was ich erreicht habe und festhalten möchte. «Wenn jemand mir nachfolgen will, kreise er nicht nur um sich selber.»

Das Göttliche im Sinn zu haben, wie es Jesus von Petrus möchte, bedeutet eine Infragestellung der Selbstbestimmung, die uns – und offenbar schon Petrus – so wichtig ist. Doch wenn die Unservater-Bitte «Dein Wille geschehe, wie im Himmel so auf Erden» nicht nur leeres Geschwätz sein soll, dann bitten wir damit stets darum, uns von diesem neuen Geist den Sinn bestimmen zu lassen. Auch in dieser Bitte kommt die Lebenserfahrung zum Ausdruck, dass es Dinge gibt, die wir nicht erwerben können – nicht durch gesteigertes Suchen und auch nicht durch intensive Selbsterfahrung; es gibt Dinge, die man nicht selbst herbeiführen kann, ohne sich zu verfehlen. Wir brauchen unsere eigene Existenz nicht zu bestätigen und zu bezeugen durch unsere eigenen Erfahrungen.

Das heisst aber auch: Es gibt Dinge, die machen im menschlichen Sinnen – nach unseren Masstäben – einfach keinen Sinn.

Das gibt mir Kraft in einer Zeit, in der mein Handeln eingeschränkt und die Möglichkeiten zur Selbstbestimmung beschnitten sind. Welche Heiterkeit des Lebens kann daraus entstehen zu wissen, dass man nicht der Garant seiner selbst sein muss; dass man verbunden ist mit dem Ganzen auch in einem Leben, das sich nie von uns selbst zu einem lückenlosen Sinn fügen lässt.

Christliches Sinnen zielt nicht auf Erklärungen für Unerklärliches, auch nicht auf Antworten, die an der Übermacht der Fragen immer neu scheitern. Die meisten Sinnfragen brauchen gar keine plausiblen Erklärungen. Vielmehr suchen sie nach einem Ort, dem sie zugehörig sind, wo sie sich ver-orten können – nach Heimat.

Jesus schlägt vor, diesen Ort hinter ihm zu suchen, in seiner Nachfolge und im Selbstvergessen. Mit dem Gebet von Niklaus von Flüe können wir uns auf diesen Weg einstimmen:

Mein Herr und mein Gott,
nimm alles von mir, was mich hindert zu dir.
Mein Herr und mein Gott
gib alles mir, was mich führet zu dir.
Mein Herr und mein Gott
nimm mich mir und gib mich ganz zu eigen dir.

Ich glaube, das macht Sinn – Amen.

Pfarrer Simon Bärtschi